

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 18.]

[1876

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Goldene und eiserne Ketten.

Erzählung aus schweren Tagen von C. Lübeck.

(Fortsetzung.)

„Na, was soll das Schreien und Drängen!“ rief er. „Man steht hier nicht vor der Schenke. Solch Lärmen ist man hier nicht gewöhnt!“

„Den Umgang mit Menschen auch nicht, wie es scheint!“ antwortete Egler.

„Ei, seht doch den Hungerleider!“ schrie Heilmann wieder. „Wie das noch trotzig ist! Wartet nur, man wird euch den Stolz aus dem Bauernkittel schon auszuklopfen wissen!“

„Wir sind keine Bediente,“ antwortete Egler wieder. „Nur für Bediente ist der Stock gewachsen.“

Heilmann's Gesicht war ganz dunkelroth vor Zorn geworden. Eben wollte er mit einer Verwünschung antworten, als hinter ihm eine Gestalt erschien, bei deren Anblick die meisten Weber erschrocken zusammenfuhren und rasch die Mützen von den Köpfen rissen. „Der junge Graf!“ flog es murmelnd durch den Kreis. Heilmann machte ihm ehrerbietig Platz, und dieser, ein Mensch mit abgelebtem nichts sagenden Gesichte, trat, mit dem Kneifer auf der Nase, in die Thür. Er trug die Uniform des Regiments, bei dem er Lieutenant war. Mit geringschätzigem Lächeln überflogen seine Blicke die Schaar der Weber.

„Was will das?“ frug er Heilmann in jenem näselnden Gedenton, dessen sich die aristokratische Jugend als des besten Unterscheidungsmittels des Adels von anderen Menschen zu bedienen pflegt.

„Erlaucht haben die Leute bestellt,“ antwortete Heilmann, die Achsel zuckend. „Es soll Holz zur Küche herangeschafft und gleichzeitig ein neuer Weg durch den Wald gebrochen werden.“

Graf Hugo unterbrach ihn durch ein schallendes Gelächter. Den Kreis der Weber durchlief ein erschrecktes Murmeln.

„Die Bogelscheuchen?“ rief Graf Hugo, immer noch lachend. „Späßhafter Einfall — bei Gott — späßhafter Einfall! — Kostbare Laune vom Herrn Vater — späßhaft, bei Gott — späßhaft!“

Neumann trat einen Schritt aus dem Kreise. Eine finstere Wolke war jetzt auch auf seine Stirn getreten.

„Wir sind keine Bogelscheuchen, Herr Graf!“ sagte er. „Un-

glückliche Menschen stehen vor Ihnen, die Spott und Schimpf nicht verdienen.“

„Wa—was?“ fragte Graf Hugo und nahm den Kneifer von der Nase. Er wischte ihn mit seinem seidenen Taschentuche von beiden Seiten ab, als ob das Wesen, welches zu antworten gewagt, nur mit einem sorgfältig gereinigten Glase zu erkennen sei. Ueber Heilmann's Gesicht flog ein schadenfrohes Grinsen. Die Weber schauten wieder verdrossen drein.

Ehe der Graf noch mit seiner Arbeit fertig war, rief Egler: „Wir sind nicht zur Parade, sondern zur Arbeit hierher bestellt worden. Wir wollen wissen, was wir zu thun haben.“

„Das Maul gehalten, du Pümmel!“ antwortete Graf Hugo, den Kneifer wieder auf die Nase setzend. „Die Mäuler halten, merkt euch das Alle. Wer da muckst, den lasse ich in den Thurm setzen oder durch die Hunde wieder in's Dorf jagen.“

Hans Egler wollte sich auf den Grafen stürzen, Neumann aber hielt ihn zurück.

„Besudle dich nicht,“ sagte er. „Ein Bube beleidigt nur, wo er sich sicher weiß.“

„Das sollst du büßen, verdamnter Bauer!“ schrie Graf Hugo, nach der Seite greifend, wo sein Degen zu stecken pflegte.

„Ich werde ihn festnehmen lassen,“ sagte Heilmann, „im Hungerloch wird seine Hitze sich schnell abkühlen.“

Der Graf war in's Schloß geeilt, um seinen Degen zu holen. „Er wird es seinem Vater sagen,“ höhnte Egler ihm nach.

„Der Hase hätte auch Muth, wenn er die Flinte und der Jäger nur seine Beine besäße!“

„Man wird euch die Mäuler schon stopfen, ihr Tagediebe!“ schrie Heilmann, in den Hof zurücktretend.

„Wollen es abwarten,“ sagte Egler ruhig. „Die Tagediebe wohnen drinnen.“

In diesem Augenblick wurde das Thor heftig aufgerissen und der alte Graf, ein rüstiger Fünfziger, mit starkgeröthetem Gesichte, trat, die Reitpeitsche in der Hand, heraus; die grauen, beweglichen Augen sprühten vor Zorn.

„Wer ist der freche Bursche?“ schrie er.

„Der Egler, wie immer,“ sagte Heilmann eifrig. „Auch der Neumann hatte ein vorlautes Maul!“

„Ihr Hunde, ihr Kanailles!“ schrie der Graf und die Peitsche fauste durch die Luft. Sie sollte Neumann treffen, der ihm am nächsten stand. Egler aber sprang dazwischen. Die Peitsche traf klatschend sein Gesicht, aber ehe der Graf sie zurückziehen konnte, hatte Egler, der stark im Gesicht blutete, sie ihm entrissen. Heilmann sprang vor, um seinen Herrn zu schützen. Es war die höchste Zeit gewesen, denn er kam grade recht, um einen furchtbaren Peitschenhieb Egler's für seinen Herrn aufzufangen.

Er schrie laut auf vor Schmerz und flüchtete, so schnell er konnte, dem Grafen nach in den Schlosshof. Die Thür fiel krachend in's Schloß und im Hofe ertönte die Sturmglöcke.

„Ich glaube, er hat mir das Auge ausge schlagen,“ sagte Egler zu den ihn umdrängenden Genossen. „Warum war die Peitsche keine Keule in meiner Hand!“ fügte er in leidenschaftlicher Aufwallung hinzu. Das linke Auge war ganz mit Blut bedeckt. Von allen Seiten wurden Verwünschungen laut.

„Wer hätte das gedacht!“ sagte Neumann, Egler's Auge, so gut er es vermochte, verbindend. „Du hast mir selbst das Leben gerettet. Hätte mich die Peitsche getroffen, dann wäre ich zusammengebrochen. Die Hülfe vergesse ich dir nimmer, Egler!“

„Nach' keine Worte, Neumann. Das war ja selbstverständlich! Aber Freunde,“ wandte er sich an die Weber, „laßt uns in's Dorf zurückkehren. Hört nur, sie läuten Sturm, als ob ein feindliches Heer vor den Thoren stünde. Es wäre Thorheit, wollten wir bleiben. Wir haben keine Waffen, nicht einmal einen Knüttel, und sie werden gegen uns ausrücken mit Flinten und Säbeln. Vielleicht führt das feige Gesindel auch noch die Völler gegen uns auf. Führt mich, ich kann fast gar nichts sehen.“

Eben schickte die Weber sich an, zu gehen, als das Thor von neuem sich öffnete. Ein junger Mann mit frischem, von der Sonne gebräuntem Gesichte, trat raschen Schrittes heraus. Lockiges Haar umwallt die freie Stirn, zwei dunkle Augen beleben das Gesicht und geben ihm das Gepräge scharfen Denkens.

„Fort, fort!“ sagte er zu den Webern. „Sie führen drin nichts Gutes im Schilde.“

„Der Herr Feldmesser!“ rief Neumann stehen bleibend.

Im Thurm öffnete sich jetzt das kleine Fenster; Graf Hugo steckte als vorsichtiger Feldherr den Kopf heraus, um sich von der Stärke und den Absichten des Feindes zu unterrichten.

„Der feige Bursche!“ sagte Neumann, hinaufblickend. „Aus dem Hinterhalte Menschen zu erschließen, dazu wäre er tapfer genug.“

„Kein unnützes Wort verloren!“ sagte Blumenthal. „Wenn ihr der Stimme eines ehrlichen Freundes vertrauen wollt, dann fort. Sie werden kein Leben schonen.“

„Die elenden Vuben!“ rief Egler, die Fäuste ballend.

„Ich weiß, welch' schweres Unrecht euch geschehen ist, aber unterdrückt jetzt allen Zorn, fort nur, so schnell ihr vermögt.“

Egler wollte noch antworten, aber schon hatten ihn die Genossen erfaßt und fortgezogen.

Graf Hugo schoß ihnen seine Pistolen nach, ohne jedoch irgend Jemanden zu verletzen. Noch waren die Weber nicht ganz aus dem Bereiche des Schlosses, als das Thor sich abermals öffnete und der alte Graf an der Spitze eines großen Haufens seiner Diener und Knechte erschien, die mit Waffen aller Art ausgerüstet waren. Er selbst trug eine Büchse in der Hand. Gleich darauf folgte Graf Hugo.

„Sie haben sich aus dem Staube gemacht, die Hunde!“ schrie er. „Ihnen nach!“

„Herr Graf,“ wandte sich Blumenthal an den Grafen; „es kann nicht in Ihrer Absicht liegen, die unglücklichen Menschen noch unglücklicher zu machen.“

„Was!“ schrie der Graf, „unglücklich! Tolle Hunde sind es, und die müssen erschossen oder ersäuft werden!“

„Auf Ehre! Wäre gut, Rebellendorf dem Erdboden gleichzumachen, Nest zu zerstören von Grund aus!“ rief Graf Hugo und schoß den Webern wieder ein Pistol nach.

„Menschen sind keine Späzen, Herr Graf!“ antwortete ihm

Blumenthal, während er ihm einen verächtlichen Blick zuwarf. „Im Uebrigen ist die Mordbrennerei von Strafrechtswegen sehr gefährlich, und wie Sie sich auch entschließen mögen, als Zeuge des Vorgangs werde ich vor Gericht für diese Leute eintreten, und soweit meine Kraft reicht, mich jedem Verbrechen widersetzen.“

„Ha, ha!“ lachte Graf Hugo höhnisch und betrachtete Blumenthal durch den Kneifer. „Lachhaft — auf Ehre! Lieber Mann, habe so etwas noch nie gehört!“

Blumenthal fuhr zornig auf; nur mühsam gelang es ihm, seine Ruhe zu bewahren. „Lieber Mann,“ rief er zurück, „wo sollten Sie auch jemals etwas Aehnliches gehört haben!“

Graf Hugo nahm seinen Kneifer ab und begann ihn wieder auszuwischen.

„Wa—was?“ rief er.

„Die Hunde sollen es büßen!“ schrie der alte Graf wieder. „Was steht ihr Maulaffen denn noch!“ herrschte er seine Umgebung an, die wenig Lust zu einer Verfolgung zeigte. „Ihnen nach, ihr Hundeköpfe!“

„Ich mache Jeden darauf aufmerksam,“ rief Blumenthal, „daß er vor Gericht seine Handlungen zu verantworten haben wird!“

„Herr!“ wandte sich jetzt Graf Falkenburg mit vor Wuth bebender Stimme gegen Blumenthal. „Hier bin ich Polizei und Herr meiner Thaten. Ich dulde es nicht, daß sich Jemand zum Richter meiner Handlungen aufwirft!“

„Thun Sie, was Ihnen beliebt, auch ich werde zu handeln wissen!“ antwortete Blumenthal mit großer Ruhe.

„Können ihm Mistforke leihen,“ höhnte Graf Hugo ermutigt, „kann seiner Freundschaft Beistand leisten.“

„Ihnen gegenüber würde er auch dieser Waffe entbehren können,“ antwortete Blumenthal, ihm den Rücken lehnend.

Eben wollte Graf Falkenburg wieder mit heftiger Erwidderung sich gegen Blumenthal wenden, als auf der Straße der Pfarrer auftauchte und ziemlich rasch dem Schlosse sich näherte.

„Pardon für die Auführer, Erlaucht!“ rief er schon von Weitem. „Lassen es Erlaucht mit dem Denktettel bewenden, obgleich exemplarische Züchtigung sehr angebracht wäre.“

„Wo ein Priester des Allmächtigen Fürbitte einlegt,“ antwortete Graf Falkenburg, „da muß ich mich wohl fügen.“

Mit finsternen Blicken betrachtete der Pfarrer Blumenthal, mit verächtlichen dieser den Pfarrer.

Blumenthal wandte sich jetzt ab und schritt, ohne den Pfarrer zu grüßen, in's Feld.

„Ein Plebejer, wie er im Buche steht!“ sagte Graf Falkenburg, ihm zornig nachsehend.

„Sagen wir Kommunist, Erlaucht!“ verbesserte der Pfarrer. „Glender Jakobiner, Einbrecher!“

„Kindvieh, Kindvieh!“ sagte Graf Hugo, Blumenthal durch den Kneifer nachblickend.

Dieser vernahm nichts mehr von den Liebenswürdigkeiten, die man ihm nachsandte. Bald war er hinter einem Hügel verschwunden.

„Freue mich, Pfarrer, daß Sie gekommen, freue mich sehr!“ sagte jetzt Graf Falkenburg, dem Pfarrer die Hand reichend.

„Habe Besondres mit Ihnen zu sprechen.“

„Hinein in den Hof, Maulaffen!“ schrie er sodann seine Umgebung an. „Was gafft ihr Hundeköpfe denn noch? Wird's bald oder soll ich euch Beine machen!“

Er knallte mit der Peitsche, die Egler fortgeworfen hatte. Der ganze Schwarm stob in den Hof. Nur Heilmann blieb zurück. „Wir sprechen uns später, Heilmann,“ sagte der Graf zu ihm. „Und nun, Pfarrer,“ wandte er sich an diesen, „kommen Sie in's Schloß. Das Frühstück wird fertig sein.“

Sie gingen in's Schloß und saßen bald in einem kleinen, behaglich möblirten Salon am wohlbesetzten Frühstückstisch, und der Pfarrer ließ es sich wohlschmecken, wenn es auch vieler Nöthigung bedurfte, um ihn zum Einhauen zu ermuntern. Und als das Frühstück vorbei war, mußte der Pfarrer dem Grafen und seinem Sohne in das Arbeitszimmer folgen, wo ihm ein gepolsterter Lehnstuhl zum Sitzen angewiesen wurde. Während Graf Hugo gleichgiltig zum Fenster hinausblühte, begann der

Graf von den treuen Diensten zu erzählen, welche der Pfarrer ihm bereits geleistet, was dieser wieder durch zahlreiche Verbeugungen und die Beteuerung beantwortete, daß seine kleinen Dienste viel zu hoch veranschlagt würden und daß er sich glücklich schätzen würde, seine Treue durch neue Dienste bethätigen zu können.

„Kann Rath werden, Pfarrer. Deshalb ließ ich Sie rufen. Sagen Sie, Lieber, gibt es über die Wiesen noch irgend ein Papier außer dem, das ich von Ihnen erhalten?“

Des Pfarrers Gesicht veränderte sich plötzlich; das Lächeln erstarb darin und machte dem Schrecken Platz. Er blickte den Grafen einige Augenblicke sprachlos an, dann stotterte er:

„Es ist doch nicht — Erlaucht besitzen doch noch . . .“

„Gewiß, gewiß, Pfarrer,“ antwortete der Graf ungeduldig. „Trägt sich nur, ob noch ein zweites da ist.“

„Soviel ich weiß, gibt es nur das Eine, das sich in Ihren Händen befindet, Erlaucht.“

„Soll aber doch noch Eins geben, Pfarrer. Müssen überall umherforschen — begreifen, es liegt mir viel daran.“

„Mit ganzem Eifer will ich an's Werk gehen, der Herr wird meine Schritte segnen — aber . . .“

„Habe ab den Blumenthal auf dem Halse, arroganter Mensch — bürgerliche Kreatur . . .“

„Und der hat —“ unterbrach ihn der Pfarrer.

„Dreistigkeit, mir zu sagen, wenn auch Hauptexemplar von Vertrag verloren — wäre doch noch Nebenausfertigung da — hätte sie vor zwei Jahren noch gesehen.“

Der Pfarrer athmete sichtbar erleichtert auf. „Glauben Erlaucht ihm nicht,“ sagte er, „der Mensch will sich nur ein Ansehen geben, es gibt kein zweites Exemplar. Er ist ein Sohn der Lüge, der höllischen, von ihm kann nichts Anderes als Lüge kommen. Ein loser Mensch, ein schädlicher Mann, gehet mit verkehrtem Munde, winket mit Augen, deutet mit Füßen, zeigt mit Fingern und trachtet allezeit Böses und Verkehrtes in seinem Herzen und richtet Haber an.“

„Erdreißet sich, weiter zu behaupten, Wald, in dem schon Urväter der Falkenburgs gejagt, gehöre Bauern oder Familie Egler — Kerl, der Peitsche geschmeckt.“

„Das wolle Gott verhüten, Erlaucht!“ rief der Pfarrer, mehr überrascht als bestürzt aus. „Doch,“ fügte er nach kurzem Sinnen hinzu, „wer ist jemals zu Schanden geworden, der auf ihn gehoffet hat? Wer ist jemals verlassen, der in der Furcht Gottes geblieben ist? Oder wer ist jemals verschmähet, der ihn angerufen hat?“

„Hilft alles Bitten und Anrufen nichts, Pfarrer,“ sagte der Graf etwas ungeduldig. „Müssen Umschau halten, ob alter Vertrag noch da ist.“

Der Pfarrer nahm eine Priese, was er sonst in so vornehmer Gesellschaft nie zu thun pflegte.

„Will vor einigen Jahren Vertrag bei Egler selbst gesehen haben,“ fuhr der Graf fort. „Soll Schwarz auf Weiß drin stehen, was Mensch behauptet.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwalbe.

Von R. Schulz.

(Schluß.)

„Wo Schwalben flattern, brüten und verweilen,
Ist kund und lieblich stets die Luft.“

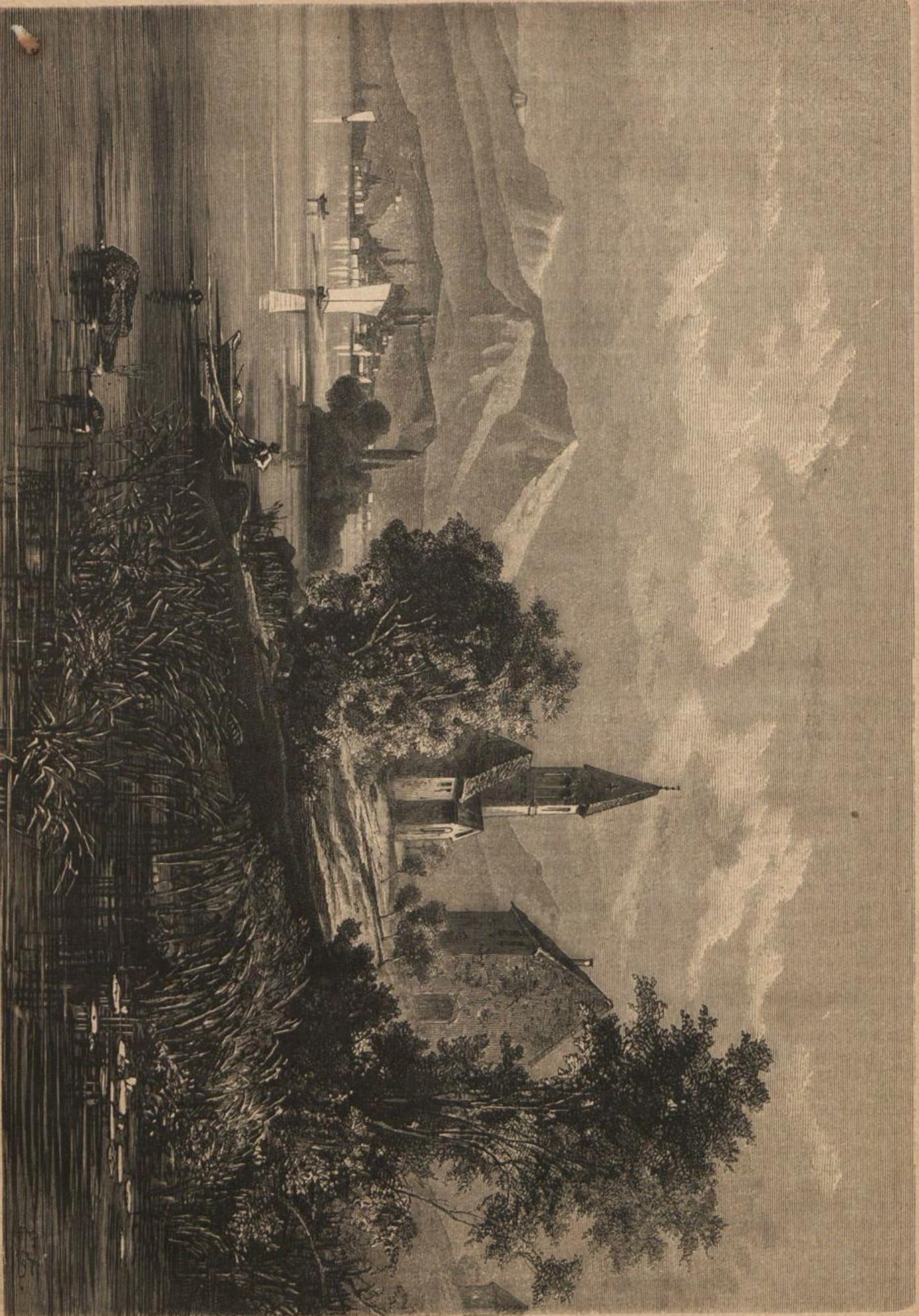
Shakespeare.

In langen Linien streichen die Eltern über den Boden. Unsicher sind zwar noch die Nachübungen der Jungen, werden aber immer schneller und schneller. Da bricht die Mutter plötzlich zur Seite ab und durchschneidet die Luft in Biegungen, Schwentungen und Kurven. Anfangs stutzen die Jungen, versuchen aber zu folgen und schon nach einigen Abenden sind sie die geschickten Beherrscher der Luft, als die wir sie alle kennen. Aber auch jetzt noch nehmen sich die Eltern sorgfältig ihrer Kinder an. Allabendlich lehren die Jungen zu dem Neste zurück, um in dem engen Raume neben- und übereinander zu ruhen. Bei Tage tragen ihnen die Eltern noch unermüdet Futter zu, das sie ihnen in der Luft im Fliegen übermitteln. Schwächere Thiere setzen sich auch wohl auf die Dächer der Gebäude und lassen sich die Nahrung zutragen. Ist die erste Brut selbstständig geworden, so schreiten die Schwalben noch einmal zum Brüten, wobei es vorkommt, daß sie zu spät dazu Anstalten treffen und dann vom rauhen Herbst überfallen werden.

Zu Anfang September sammeln sich die Schwalben des Dorfes, um gemeinsame Flugübungen anzustellen. Dort sitzen sie zwitschernd in langen Reihen auf dem Kirchendach und puzen ihr schwarzblaues glänzendes Gefieder. Plötzlich erhebt sich der Schwarm und kreist in weitem Bogen und in unzähligen Zickzacklinien dahin, kehrt aber bald wieder zurück, um von neuem diese Ausflüge zu unternehmen. Immer rauher weht der Wind, die Blätter und Bäume färben sich roth und gelb und fallen schon ab — und immer weiter entfernen sich die Schwalben, um aber nach einiger Zeit wieder zurückzukehren. Wird ihnen der Abschied so schwer? Plötzlich bleiben sie fort, sie haben die Reise nach dem Süden angetreten. Wo die Schwalben ihr Winterquartier aufschlagen, ist noch unbekannt. Jedenfalls ist es tief in der heißen Zone und wahrscheinlich noch weit über den Aequator hinaus zu suchen. Zwar überwintern alljährlich in Ostindien viele Schwalben, aber dieselben sind jedenfalls nicht von uns dahin gekommen. Früher war allgemein die Ansicht verbreitet, daß die Schwalben garnicht fortzögen, sondern im Schlamm der

Teiche und Erdhöhlen einen Winterschlaf hielten. Es läßt sich zwar nicht leugnen, daß man zuweilen in Erdlöchern an Ufern und unter Thurmbächern in England, Frankreich und den verschiedensten Theilen von Deutschland einzelne Exemplare erstarbt gefunden hat. So berichten auch die Gebrüder Müller in ihren bei Spamer in Leipzig erschienenen „Wohnungen etc.“ von einer Schwalbe, die sie in ihrer Knabenzeit im Winter erstarbt in dem Wandloche eines gemauerten Ziehbrunnens gefunden und die durch die Wärme wieder soweit in's Leben gekommen, daß sie, auf die ausgebreiteten Flügel sich stützend, aufrecht sitzen konnte, aber doch sehr bald starb. Ähnliches berichtet auch die „Allgemeine Jagd- und Forstzeitung“ im Aprilheft 1863: in dem Astloch einer hohlen Eiche hielten drei dieser Thiere ihre Winterruhe und trotz aller Mühe verblieben dieselben in einem Zustande zwischen Leben und Tod. Ja Bronn weiß sogar von einer Berghöhle im Thale von Maurienne, auf der Straße von Frankreich nach Italien, zu erzählen, woselbst regelmäßig alle Jahre viele Schwalben wie Bienenschwärme an der Decke aufgehängt im Winterschlaf zu finden sind; aber immer sind diese Fälle nur Ausnahmen, die sich meist durch lokale und individuelle Eigentümlichkeiten erklären lassen werden.

Der Hausschwalbe nahe verwandt ist die Rauchschildschwalbe, die ganz in ihrem Wesen der ersten gleichkommt, sich aber durch den rothen Brustfleck und die nackten Behen und Läufe auf den ersten Blick von ihr unterscheidet. Sie legt ihr Nest stets innerhalb der Gebäude (am liebsten in Schornsteinen und auf Balken in Scheuern) an, kommt auch früher zu uns und zieht später fort, ist überhaupt nicht so weidlich als die Hausschwalbe. Die aschgraue Uferschwalbe ist beiden eng verwandt. Sie legt ihr Nest an Uferabhängen und Steinbrüchen an und gräbt es mit ihrem Schnabel oft fast 1 Meter tief in den Boden. Gleichfalls gehört die fast fußlose Mauer- oder Thurmschwalbe mit braunschwarzem Gefieder und weißer Kehle zu dieser Familie, und auch die Salangane des südlichen Asiens, von der die eßbaren indischen Vogelnester (Tunkimnest) herkommen.



Inslet Nihon im Zürichersee. Gütten's Grabstätte. (Originalzeichnung.)

Unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf, wodurch die Schwalbe zu dem Ansehen gekommen ist, in dem sie bei dem Volke steht. Es ist nicht ihr Nutzen, der sie dazu gebracht, obwohl dieser nicht gering anzuschlagen ist, indem sie ja in fortwährendem Herumsfliegen auf Beute ausgeht. Hunderte von Mücken, Fliegen und allerlei Insekten wandern täglich in ihren Magen, die sie selbst oft während des Fluges von Blumen, Gräsern und Bäumen abliest. Oken hat sehr Recht, wenn er in dieser Hinsicht die Schwalbe den ersten Raubvogel nennt. Vor jedem Regen streicht sie lautlos dicht über dem Erdboden hin, weil die meisten der Insekten sich dann in der Nähe der Erde aufhalten. Hierdurch wird sie dem Landmann auch zum Wetterpropheten und kündigt ihm den kommenden Regen an. Dies Alles hat sie jedoch nicht zu dem Piebling des Volkes gemacht, das sehr oft diesen Nutzen gar nicht anerkennt. Nur ihre Anhänglichkeit an das Haus des Menschen, ihr zutrauliches und doch gewissermaßen geheimnißvolles Wesen haben ihr diese Stelle im Volksherzen er-

obert. „Das Haus gehört ihr für ewige Zeiten,“ sagt J. Michalet, „wo die Mutter genistet hat, nistet Tochter und Enkelin wieder. Sie kommen alljährlich zurück und ihre Geschlechter folgen regelmäßiger im Besitze als die unsrigen. Die menschliche Familie stirbt aus, zerstreut sich, das Haus geht in andere Hände über: die Schwalbe kehrt immer zurück und behauptet sich in ihrem Besitzrecht. Sie ist auf diese Weise das Sinnbild der Beständigkeit, des festen Wohnsitzes geworden; sie hängt so sehr an demselben, daß, wenn das Haus ausgebeßert oder theilweise niedergegriffen wird, trotz aller Störungen der Maurer die treue Schwalbe sich wieder anbaut, als könne sie von den alten Erinnerungen nicht lassen. Sie vertraut sich und

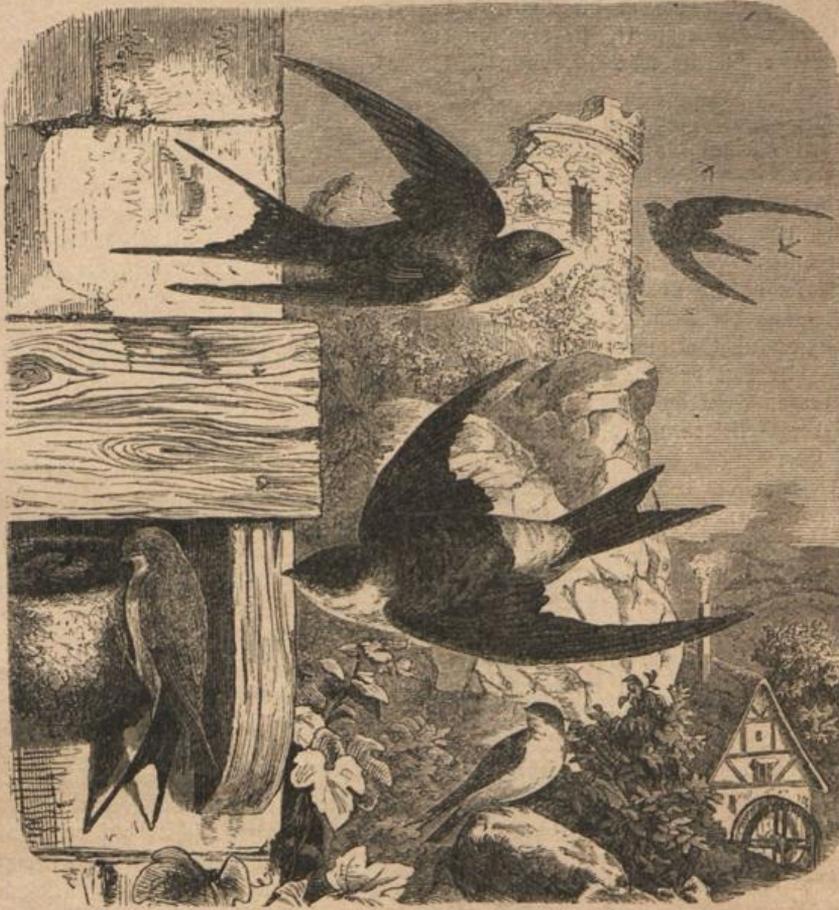
ihre Brut in unsere Hände und treibt ohne Furcht vor unseren Augen ihr häuslich stilles Wesen. Und wie unterscheidet sich das Familienleben der Schwalbe von dem der meisten anderen Vögel! Ihrer unvollkommenen Fußbildung wegen müssen die Zungen länger als alle anderen im Neste verweilen, wodurch ein innigeres, zärtlicheres Verhältniß zwischen Eltern und Kindern hervorgerufen wird. Das Nest ist bei ihnen nicht blos ein Brautbett, ein Flitterwochen-Anfenthalt, sondern eine stille Häuslichkeit, der Schauplatz einer schwierigen Erziehung und gegenseitiger Opfer. Da waltet eine zärtliche Mutter, eine treue Gattin; die jungen Schwestern bemühen sich, der Mutter beizustehen, während sie selbst schon Mütter sind.“ Mit ihren Stammverwandten leben sie in geselligen Kolonien vereint und sind gern zu gegenseitiger Hülfe bereit. Ist eine Schwalbe in Gefahr, so schreien sie alle und geben auf jede Weise ihr Mitgefühl zu erkennen. Hat die Kage einmal ein noch unvorsichtiges Schwälblein erwischt, so schießt der ganze Haufen unter lautem Klagegeschrei dicht über

dem Kopfe der Feindin hin, als wollten sie ihr das Dypse entreißen. Der so berühmt gewordene Naturforscher Cuvier soll durch die gegenseitige Brüderlichkeit der Schwalben zuerst auf das Studium der Naturwissenschaft geführt worden sein. Er war Hauslehrer bei den Kindern des Grafen von Hercy und bewohnte mit seinen Zöglingen ein altes Schloß zu Fiquainville. Hier sah er, wie viele Schwalben eine gefangene Schwester aus der Schlinge befreiten, indem sie so lange an derselben pickten, bis diese zerriß und der befreite Vogel jubelnd mit seinen Gefährten davonflog. Werden die Eltern eines Schwalbennestes getödtet, so vereinigen sich die umwohnenden Schwalbenfamilien und nehmen sich der verlassenen Waisen an. Selbst anderen Thieren offenbaren sie Theilnahme, wenn jenen Gefahr droht. So versteht Freund Spatz und das ganze Hofgeschloß sehr wohl den Warnungsruf, den die Schwalbe beim Nahen eines Raubvogels ausstößt, und flüchtet schnell an den sicheren Ort.

Und dazu kommt ihr geheimnißvoller Flug, der nur ihre Flügel uns schauen läßt. „Ist das ein Vogel oder ist es ein Geist?“ fragt ein sinniger Naturbeschauer. Und wahrlich, wer sie so unermüdet in demselben Raume die anmuthigen Kurven beschreiben sieht, die abwechseln, aber sich nicht entfernen, der muß gestehen, selten etwas Schöneres gesehen zu haben. Wenn der Schwalbenflug in gleicher Richtung auch nicht dem Flug des blitzschnellen Falken gleichkommt, so ist er dafür viel freier, macht hundert Kreise und zierliche Wendungen, die selbst ein geübtes Auge nicht immer verfolgen kann. Der Pterolog (Kenner der geflügelten Thiere) Silberschlag stand nicht an, Demjenigen den Preis in der Mechanik zuzuerkennen, der den wunderbaren Flug der Schwalbe zu erklären vermöchte. „Jetzt im jauchzenden Zickzack durch die Wol-

ken,“ wie Mafius sagt, „jetzt im Kernschuß über den See, jetzt wie Buben im krausen Gewühl einander verfolgend, blitzschnell sich hinabwerfend, wieder hinaufschwingend, oder beim Nahen des Gewitters in langen hastigen Linien lautlos über den Boden streichend und die Mücke, die Wasser Spinne im Tanz, im Lauf erhaschend: immer ist es ein Bild voll wechselnder Reize, ein lustiges Labyrinth, dessen Gänge sich tausendfach verwirren.“ Ja, sie ist gewißlich „des Lustreichs Postmeister“, wie Hans Sachs sie nennt. An Ausdauer übertrifft sie jeden andern Beherrscher der Luft. Sie erschöpft und ermüdet ihren Verfolger, ohne sich selbst anzustrengen. Raben, Krähen und andere freche Räuber verfolgt deshalb auch das Schwalbenheer mit lautem Gezwitz, stürzt aber beim Anblick des Perchenfalken wie betäubt aus der Luft.

Betrachtet man die Schwalbe, so sieht man ihr auf den ersten Blick an, daß sie der wahre „Segler der Lüfte“ ist. Die langen Flügel gleichen Senfen, die Augen sind hervortretend, der fast mangelnde Hals verdreifacht die Kraft; der Fuß ist fast unent-



wickelt, ja bei der Mauerfchwalbe nur stumpfartig, — alle Gaben hat die Natur in die Flügel gelegt. Zehn Meilen soll die Schwalbe auch in der Stunde zurücklegen können, ja Migelet gibt sogar die Schnelligkeit der Mauerfchwalbe auf 40 Meilen in der Stunde an.

Dies Alles hat die Schwalbe nicht nur zur Beherrscherin unsers Hauses, sondern auch zur Freundin unsers Herzens gemacht. Zwar sucht man sie neuerdings aus dieser Gunst zu

verdrängen, indem man sie des Bienenraubes anklagt, aber sobald wird es nicht gelingen, diesen Freund in den Augen des Volks herabzusetzen. Man wird der Schwalbe gern die Ecke im Fenster überlassen und sie auch gegen ihre Feinde zu schützen suchen. Bezeugt sie doch

— Durch ihr geliebtes Mauerwerk,
Daß hier des Himmels Hauch erfreuend weht.“

(Shakespeare.)

Danton.

Episode aus dem Jahre 1792. Frei nach dem Französischen von D... P...

(Fortsetzung.)

„Hören Sie, lieber Vater?“ sagte Marie mit sanfter Stimme. „Nun wohl!“ sprach der alte Herr, „wenn es so steht, will ich bleiben. Aber morgen werde ich mich in die Tuilerien begeben, damit, wenn die Gefahr sich erneuert, sie mich an der Seite meines Königs trifft; wie glücklich wäre ich, wenn ich für ihn sterben dürfte.“

Friedrich schwieg und der Marquis fuhr nach einer Weile fort: „Aber ich will dich nicht allein zurücklassen, meine Tochter, ich will dir eine Stütze geben. — Friedrich! Dein Vater war mein bester Freund und ein treuer Unterthan seines Königs...“

„Immer nur der König und nichts weiter als der König!“ murmelte der junge Mann bitter.

„Friedrich!“ flüsterte Marie bittend und vorwurfsvoll.

„Ich hoffe, Friedrich,“ sprach der Marquis weiter, „daß die Philosophen dir den Kopf noch nicht verdreht haben; ich weiß, du liebst meine Tochter — hier hast du ihre Hand.“

Für einen Augenblick vergaß Friedrich alles Andere; er bedeckte die zitternde Hand der Geliebten mit Küssen und dankte dem Marquis aus vollem Herzen.

„Morgen“ — nahm dieser wieder das Wort, „morgen wirst du mich in die Tuilerien begleiten; ich werde Marien Seiner Majestät als deine Braut vorstellen, und an dem Tage, an dem der König seine Feinde besiegt haben wird, werdet ihr eure Vermählung feiern.“

Friedrich, den diese Worte aus seinem Liebesrausche zur trüben Wirklichkeit erweckt hatten, schwieg betreten, und Marie, deren Blicke ängstlich auf ihm ruhten, begriff zum ersten Male mit dem Instinkt des liebenden Weibes, daß es auch im Salon ihres Vaters zwei feindliche Parteien gab.

Der Marquis hatte sich in einen Lehnstuhl niedergelassen, und Friedrich stand unschlüssig, was er thun, was er sagen sollte; er hielt Mariens Hand krampfhaft in der seinen fest und hatte den Blick finster zu Boden gesenkt.

Plötzlich wurde die Thüre des Salons heftig aufgerissen und ein junger Mann trat rasch ein.

„Mein Sohn!“ — „Mein Bruder!“ riefen der Marquis und Marie, ihm entgegen eilend. Die zwei jungen Männer aber maßen sich mit einem Blick so tödtlichen Hasses, daß Marie sich instinktiv zwischen sie warf.

„Was habt ihr? was soll das heißen?“ frug der Marquis erstaunt.

„Mein Vater!“ rief Paul von Carville erbittert, statt aller Antwort; „weisen Sie diesem Verräther die Thüre!“

„Aber so erkläre mir doch, mein Sohn...“

„Wissen Sie denn von Nichts? Die Tuilerien sind umzingelt, der König hat nur wenige Vertheidiger, die wohl für ihn sterben können, aber nicht genügend sind, ihn zu retten. Und dieser Abtrünnige da steht auf der Seite unserer Feinde.“

„Sie haben mich also soeben betrogen, mein Herr?“ rief der Marquis, zu Friedrich gewandt, und zog seinen Degen.

Marie warf sich abwehrend zwischen ihren Vater und den Verlobten, dieser aber schob sie sanft von sich, kreuzte die Arme und sprach ruhig:

„Mein Herr! Soeben unterließ ich nur, Ihnen zu sagen, daß es etwas Höheres gibt, als den König, ein Etwas, das man Frankreich nennt!“

„Geben Sie Raum!“ schrie der Marquis wüthend. „Fort, Verräther, mein Platz ist neben dem König!“

„Gehen Sie,“ wiederholte Paul, „oder ich zwingen Sie dazu.“

„Hüten Sie sich, ich bin bewaffnet!“ sagte Friedrich, indem er ein Pistol aus dem Gürtel zog. „Verräther nennt Ihr mich? Wahnsinnige! Die wahren Verräther sind im Lager von Koblenz. Ja,“ fuhr er zu Paul gewendet fort, „ihr seid es, die das Leben des Königs bedrohen, ihr seid es, die ihr eure Väter, eure Schwestern morden werdet, die ihr dem Volke als Geißeln zurücklieft — keiner von euch Beiden wird über diese Schwelle gehen — es gibt Opfer genug ohne euch — und ohne sie,“ fügte er leiser, mit einem Blicke innigster Liebe auf Marien hinzu, die laut schluchzend in die Knie gesunken war.

„Und ich werde dennoch gehen,“ rief der Marquis, „oder du mußt mit mir die Reihe deiner Mordthaten beginnen!“

„Nein, nicht mit Ihnen, aber mit ihm, wenn es sein muß!“ sagte Friedrich kalt und richtete sein Pistol auf Paul. „Sie werden das Haus nicht verlassen und sollte ich diese Thüre hüten bis...“

Er verstummte plötzlich; seine Zunge schien an den Gaumen gefesselt; — ein dumpfer Ton, gleich dem Rollen eines fernen Gewitters, war an sein Ohr gedrungen. Er stürzte zum Fenster, riß es auf, horchte in die Nacht hinaus und schrie auf: „Es ist die Sturmglocke! — die Sturmglocke!“ — und wie ein Echo erklangen die Worte Danton's in seinem Herzen: „Willst du, daß man die Bitten Derjenigen erhört, die du liebst, so sei diese Nacht nicht taub für den Ruf der Sturmglocke!“

Die Stuhluhr auf dem Kamin schlug Mitternacht und der zehnte August erschien auf dem Zifferblatte.

„Dieser Tag wird in der Geschichte gebrandmarkt werden!“ rief der Marquis, aus seiner Erstarrung erwachend, Friedrich zu. „Der Monat August wird durch ein großes Verbrechen berüchtigt werden!“

„Das ist er schon längst durch die Bartholomäusnacht!“ schleuderte ihm Friedrich zurück, und einen letzten Blick voll Schmerz und Liebe auf die weinende Marie werfend, stürzte er aus dem Zimmer, die Treppe hinab, öffnete sich selbst die schweren Thore des Palastes und vereinigte sich mit den Truppen der Sektionen, die von allen Seiten herbeieilten und sich unter den Klängen der Marseillaise, dieser wahren Sturmglocke der Revolution, zu Bataillonen ordneten.

Mit Tagesgrauen war ganz Paris in Bewegung und von allen Seiten drangen bewaffnete Schaaren auf die Tuilerien ein. Noch am Abend zuvor hatte die Monarchie gehofft, vielleicht Zeit zu haben, von dem verbündeten Europa eine schwachvolle Befreiung zu erwarten; sie hatte die Säle des Schlosses mit Schweizergarden angefüllt; sie hatte alle „Dolchritter“*) zusammen-

*) Les Chevaliers du Poignard — so nannte das Volk die Aristokraten, welche sich zur Vertheidigung der Tuilerien verpflichtet

berufen und alle Diejenigen um sich versammelt, für welche die Tuilerien Frankreich repräsentirten; kurz, sie hatte ihre Bertheidigung organisiert, während das Volk seinen Angriff vorbereitete, und war hoffnungsvoll eingeschlafen; aber das Morgenroth stieg blutig herauf und weckte sie zu einem bitteren Erwachen.

Auf dem Caroussellplatz, auf dem Pont Royal, in den Zugängen der Tuilerien, überall drängte sich das Volk, das Volk, das nur noch einen Glauben hatte, den an die Freiheit, nur einen Gedanken, den, zu siegen oder zu sterben; das Volk, welches den Kanonen des Absolutismus Kanonen und Pflastersteine, den Bajonetten der Schergen Bajonette und Piken entgegenstellte; das Volk, das soeben auf der Klistkammer des Hotel de Ville die Peitsche gesunden hatte, die Ludwig der Bierzehnte in der Hand hielt, als er das Parlament auflöste.

Die Vorstädte strömten ihre Volkswogen aus; die Föderirten, die Marseiller, mit nackten Armen und erbarmungslosen Herzen,

hatten, von denen jedoch, als es galt, nur sehr wenige am Platze waren. Der Name rührt davon her, daß einige der betreffenden „Ritter“ (die meisten waren sogenannte „Ludwigsritter“) bei einem früheren Kravall mit Dolchen, die sie versteckt trugen, abgefaßt worden waren.

waren erschienen, — die Nation, von der schweren Last der Steuern und Abgaben befreit, richtete sich auf und rüstete sich, wie ein blutlehzender Tiger, zum Sprunge.

Die Energie Danton's hatte sich blizschnell und gewaltig, wie der elektrische Funke, der Menge mitgetheilt; das Volk hatte nur eine Fahne, und auf diese Fahne schrieb es: Tod oder Freiheit!

Wehe dir, wehe dir, alte Monarchie! Dir bleibt nichts übrig, als zu sterben. Die Fremden sind noch fern und deine Geschütze werden vor der allmächtigen Begeisterung des Volkes verstummen müssen.

Als Ludwig der Sechzehnte diese empörten Volksmassen, in Waffen starrend, seinen Palast umdrängen sah, überkam ihn die Furcht, denn er las seine Verurtheilung in den erzürnten Mienen. Er suchte einen Zufluchtsort in der gesetzgebenden Versammlung, die nach seinem Falle unter dem rollenden Rade der Revolution zermalmt werden sollte, und kaum hatten die Thüren sich hinter ihm geschlossen, als eine fürchtbare Gewehrhalbe ihm sagte, daß der Sturm losgebrochen sei, der in ganz Frankreich wiederhallen sollte. (Fortsetzung folgt.)

Abgerissene Bilder aus meinem Leben.

Von Joh. Ph. Becker.

I.

Der Demagogenwolf, Verhaftungs-, Gefängniß-Scenen und ein Fremdwort, das Tod oder lebenslängliches Zuchthaus bedeutet.

(Fortsetzung.)

Hier bin ich an einer Stelle meiner Erzählung angelangt, an der es mich, ehe ich fortfahre, innig drängt, meinen Freunden und Lesern ein offenes Geständniß über meine dem Feinde gegenüber nicht wenig verschmigte Handlungsweise abzulegen:

Als ich nämlich zum ersten Male von Gensdarmen den häuslichen Verhältnissen entrissen wurde, um dem ostgenannten Untersuchungsrichter vorgeführt zu werden, kam mir die aus der Frogyrnasialschulzeit her bekannte Rolle des römischen Revolutionärs Brutus, die Rolle des Dummen zu spielen, in den Sinn. Und so dachte ich, daß wohl das, was der weltberühmte Mann zur Erreichung seines Zweckes ohne sittliche Bedenken gewollt und durchgeführt, sicher aus denselben Gründen zu wollen und zu vollbringen auch mir erlaubt wäre. Indessen brauchte ich mir ob solcher Rolle umfoweniger Gewissenskrupel zu machen, als der außerordentliche Untersuchungsrichter schon außerhalb des Gesetzes stand, indem er mich meinem ordentlichen Richter entzogen, weil die reaktionäre Regierung diesem nicht traute, oder vielmehr nicht zutraute, er werde zu Gunsten der Staatsgewalt die Gesetze umgehen. Und so begab es sich, daß ich vor meinem „Außerordentlichen“ so dumm und unwissend erschien, daß er mir trotz seiner angestrengtesten Bemühungen keine seiner Fragen recht begreiflich zu machen vermochte und ich demgemäß auch nie eine richtig zu beantworten verstand. Doch mein Herr Mollitor, der damals als der schlauköpfigste und fangsuchtigste Fußsteller und Fallenleger politisch Verdächtiger im ganzen Reiche gegolten, so daß er dem in solchen Dingen nachher berühmt gewordenen Herrn Stieber wohl als erhabenes Vorbild gedient haben mochte, hatte sicherlich mein Verhalten im Hinblick auf meine damalige Beschäftigung als Bürstenbinder für ganz natürlich erachtet. Galt es doch in jener Zeit für unerhört, wenn sich ein Handwerker mehr mit politischen Dingen, die ja das Privilegium studirter Leute waren, als mit dem Wein- und Bierglase befaßte. Ich gestand zwar ein, auf dem Hambacherfest wie viele andere Leute laut gesprochen zu haben, was mir gerade in den Kopf gekommen, aber doch nicht ganz so wie es in der Festbeschreibung gedruckt stünde, was auch insofern wahrheitsgemäß war, als der Verfasser derselben, Dr. G. A. Wirth, vorsichtigerweise die gravirendsten Stellen weggelassen. So recht naiv fing ich da an, eine Art Rede zu halten und, ihm fest in's Gesicht schauend, das kon-

fuseste Zeug herzuschwägen, so daß er mich anfänglich ganz verwundert ansah und sich schließlich sammt seinem Schreiber des Lachens kaum enthalten konnte. Dabei dünkte es mich, daß ich bei dem gestrengen Herrn eine Miene des Mitleids über sein sonst so regungsloses Gesicht gleiten gesehen. Sagte er doch unmittelbar darauf, sich gegen seinen Schreiber wendend, mit sehr gedämpfter Stimme, aber für meine gerade sehr gespitzten Ohren noch laut genug: „Der Dr. Wirth hätte wohl den dummen Teufel aus dem Spiele lassen können, statt die Behörde mit dessen Blechköpfigkeit so arg zu foppen.“ Ganz plötzlich überfiel mich aber auf diese Worte hin ein so peinliches Gefühl der Demüthigung, daß ich nicht blos gleich aus der Haut hätte fahren mögen, sondern auch nahe daran war, völlig aus der Rolle zu fallen und auf dem Punkte stand, den „dummen Teufel“ dem von mir so arglistig überhölpelten Hochverrathsschneißler stolzen Selbstgefühls an den „Blechkopf“ zu werfen. O, wie tief empfand ich in diesem Augenblick, welch' enorme Selbstverleugnung und Selbstüberwindung zu solch' berechneter Dummheitsrolle erforderlich sind! Doch faßte ich mich rasch wieder und dachte: er hat mir ja eigentlich nur mit seinen Worten meinen Sieg über ihn verkündet, er selbst hat mir ja unbewußt zugestanden, daß er der Blechkopf gewesen, daß ich mehr Berechtigung habe ihn, als er mich, zu bemitleiden und daß wir in moralischer Beziehung mindestens quitt sind. Und als er mir denn gar im Gegensatz zu seinem anfänglichen schnurrigen Auftreten ganz gelassen und fast sanftmüthig sagte: „Sie sind entlassen und können nach Hause gehen,“ da fühlte ich mich durch meinen Triumph für alle Schmerzensmomente meiner Dummheitsrolle tausendfach entschädigt.

Um nun nach dieser Abschweifung den Faden meiner Erzählung wieder aufzunehmen, muß ich in Erwähnung bringen, daß eben diese ganze Verhörsgeschichte mir zur Verlängerung meiner Schlaflosigkeit glühend heiß im Kopf herum ging. Immer und immer wieder stellte ich mir die Frage: ob ich, wenn mich Herr Mollitor in die Hände bekäme, abermals die Dummkopfsrolle spielen solle und spielen können würde, und ob der nun wohl gewizigte Verhörrichter sich von mir nochmals zum Narren halten lassen werde? Aber auch immer und immer blieb ich mir eine bestimmte Antwort schuldig; ich konnte zu keinem

festen Entschlusse kommen. Aber ich tröstete mich schließlich mit der allerdings schwankenden Hoffnung, daß die Anwesenheit des „Demagogenwolfs“ vielleicht doch nicht mir gelte, womit ich es endlich zu kurzem Schlafe gebracht, denn kaum hatte die Sonne ihre morgenröthlichen Strahlen auf die Dachgiebel der benachbarten Häuser geworfen, so war ich auch schon wieder aufgewacht. In meinem Herzen aber sah es noch düster aus und in meinem Kopfe wollte mir noch kein rechtes Licht aufgehen über die Dinge, die an diesem Tage an mich herantreten sollten. Gefenkten Haupts ging ich in die Werkstätte und setzte mich stumm zwischen meine Arbeiter, die sonst gewohnt waren, gleich nach dem Morgenruß etwas Neues von mir zu erfahren und in den Prinzipien der Freiheit und Gleichheit, sowie in den praktisch-revolutionären Bestrebungen möglichst unterrichtet zu werden. Ob meines stummen Dahinbrütens verhielten sich Alle ebenfalls nachsinnend und schweigsam. Doch wurde ich inzwischen viel gefäster, mich fest ent-

schließend, mich auch ferner auf striktes Leugnen zu verlegen, da ich ja fest überzeugt war, daß es bei der damaligen Volksstimmung der Staatsbehörde nicht gelingen werde, selbst gegen Bestechung, Belastungszeugen aufzutreiben. Jeder fürchtete sich vor der Volksraube. So befand ich mich im Geiste schon wieder an der Seite des Herrn Molitor, als es, etwa um 7 Uhr, verb an die Thüre pochte und sogleich ein Gensdarmarie-Brigadier mit einem Verhaftsbefehl in der Hand hereintrat. „Es gilt also doch wieder dem Jean Philipp,“ dacht' ich. Ich nahm alsdann das Papier ganz gelassen zur Hand, hatte am ersten Worte schon genug gelesen und sagte: „Ich werde mitkommen.“ Hierauf gab ich meinen Arbeitern einige Geschäftsweisungen, wobei mich einer derselben (ein Schlesiener und Freiwilliger von 1813) leise fragte: „Sollen wir den Kerl dort mit seinem großen Schleppepfebel abmucken?“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der alten und der neuen Welt.

Ufnau und St. Helena.

(Dieses Gedicht stammt aus dem Ende des Jahres 1841, — es fällt in die Zeit des Becker'schen Rheintied (= „Sie sollen ihn nicht haben, den freien (1) deutschen Rhein“) Dufels (dieses schwachen Vorbäuers der Schwedenburger'schen „Wacht am Rhein“-Drehkrankheit), und knüpft an die nationale Komödie an, welche in jenen Tagen von dem püffigen Louis Philippe mit der Nische Napoleon's gespielt worden war. Um sich die Sympathien der chauvinistischen Giel zu erwerben, hatte der auf alle gemeinen Instinkte sich wohl verhehende „Bürgerkönig“ die Leiche des „Märtyrers von St. Helena“ nach Paris schaffen und unter theatralischem Schaugepränge im Invalidendom beisetzen lassen. Man muß dies wissen, um das Gedicht ganz zu verstehen. — Die Ainel Ufnau (s. das Bild S. 160), auf der Hutten begraben ward, liegt nicht weit von Zürich, im Zürichersee.)

I.

Laut mit dem Schwall der Wogen ringend,
Durchzieht den See der stolze Dämpfer,
Und braust, das Schweizerbanner schwingend,
Dahin, ein zornentbrannter Kämpfer.

„Wenn wir an Ulrich Hutten's Grabe,
Dort bei des Sees größter Breitung,
Dann rufe mich, mein Schiffsrnabe!“
Und weiter träumt' ich in der Zeitung.

Die Zeit, wie sich gebührt, in Ehren,
Kann mich die Zeitung nie erfreuen;
Doch mag der Teufel sie entbehren,
Der Mensch will nun einmal vom Neuen!

Frankreich! Ha — was wird dort verhandelt?
Wißt? Dolsch? Ementen? Carbonaris?
Die Scene wiederum verwandelt?
Das Stück heißt Helena und Paris!

Sie haben ihren Undergehnen
Geraubt dem Schoß kristalliner Wogen,
Den Helden aus dem Unermeßnen
In ihres Babels Noth gezogen.

Sie kamen über ihn im Schlafe,
Wie Simson über die Philistier;
Es triumphirt der große Sklave
Und püffig lächelt sein Minister.

Was Albion heilig, wird man lesen,
Das hat der Franken Volk vernichtet:
England ließ ruhig ihn verweisen,
Wo ihn der Weltgeist hingedichtet;

Wo ihn des Meeres Flut umschäumte,
Wo mit dem All er im Vereine
Wohl oft von jenem Gothen träumte,
Des Grab doch sicher, als das seine.

O Spott! es schleppt in ihre Mauern
Ein Hänfing dieses Adlers Leiche;
Nicht Jubelschall, nur banges Trauern
Sollt' herrschen in der Franken Reiche.

Das eigne Volk sah zu Gerichte,
Des Kaisers Zauber ist geschieden;
Es schläft die fränkische Geschichte
Mit ihm im Dom der Invaliden!

II.

Ufnau! Hier modert unser Heiland,
Für's deutsche Volk an's Kreuz geschlagen;
Ein deutsches Mekka wär' dies Geland,
Hätt' ihn kein deutsches Weib getragen.

Der Hutten ist's und ihn erklär' ich
Zu meines Herzens erstem Helden;
Mein Weltmeer sei dein See, o Zürich!
Von seinen Mären laß mich melden.

Der Hutten ist's, ob den Despoten
Verachtet ihr des Volkes Besten;
Ihr hulet täglich mit den Todten,
Ach! und vergesst eure Besten.

Ihr weintet jener Hieroglyphe
Im Ozean manch verlorne Thräne,
Und ahnet nicht die Wundertiefe
Der reinen deutschen Hippotrene.

Der Hutten ist's, ihr Männer tretet
Heran zum Hügel des Verbannten!
Der Hutten ist's, ihr Männer betet,
Und lernet ihn kennen, den Verbannten!

Die Freiheit schwanket zwischen Klippen
Umher auf steuerlosem Boote,
Schon nah'n sich ihr mit eckeln Lippen
Zum Kusse die Schariote.

Wir brauchen einen großen Schatten,
Des Geist um unsre Waffen schwebt,
Der, wenn im Kampfe wir ermatten,
Uns Blut von seinem Blute gebe.

O glaubet nicht, daß ihr ihn sündet
Auf jenem Fels im fernen Meere;
Hier ist ein Grab, noch ungeschändet,
Hier ist der Stein der deutschen Ehre!

Wie zitterte manch stolzer Giebel,
Als donnernd einfiel in böser Stunde,
Gleich Schwerterklang zu Luther's Bibel,
Das Wort erscholl aus Hutten's Munde!

Das Wort, das, als die Welt geknechtet,
Als finst'rer Wahn sie unterjochte,
So kühn für alle Welt gerechete,
So einsam an den Himmel pochte.

Ließ er sich von den Kuttan meucheln,
Und hat er darum sterben müssen,
Daß nun die Enkel sonder Heucheln
Den Mantel von Marengo küssen?

Wie lang mit Lorbeern überschnitten
Wollt ihr die korrische Standarte?
Wann hängt einmal in deutschen Hütten
Der Hutten statt des Bonaparte?

Gerwegh.